

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

5. (2. ordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres.

## 5. (2. ordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres

Mittwoch, den 29. Mai 1907, abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr  
im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen zu Nr. I bis XXX und XXXII bis XXXVI her.

### A. Allgemeines.

I. Am 9. Juni d. J. findet eine Wanderfahrt nach Dobrilugk, am 12. nach Fürstenbrunn und Schloß Ruhwald, am 16. nach Nowawes-Neuendorf und Babelsberg statt.

II. Es liegt eine Einladung vor seitens der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen vom 20. bis 23. Juni in Coblenz mit Besichtigung der Marksburg unter Führung von Herrn Bodo Ehardt; desgl.

III. eine solche zur XVIII. allgemeinen Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte nach Straßburg i. E. 4. bis 8. August mit Ausflug nach dem Odilienberg und

IV. zur 79. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in Dresden 15. bis 21. September mit mehrfachen Ausflügen.

V. Zum Schutze der einheimischen Vögel, insbesondere der Singvögel, denen leider immer noch auf mancherlei Weise nachgestellt wird, haben jetzt die staatlichen Aufsichtsbehörden für das Publikum und die Ausflügler Bekanntmachungen erlassen, in denen darauf hingewiesen wird, daß das Zerstören und Ausheben von Nestern oder Brutstätten der Vögel, das Zerstören und Ausnehmen von Eiern, das Ausnehmen und Töten von Jungen, das Feilbieten und der Verkauf der Nester, Eier und Jungen durch die reichsgesetzlichen Bestimmungen mit Geldstrafe bis zu 150 M. bedroht ist. Der gleichen Strafe unterliegt, wer es unterläßt, Kinder oder andere unter seiner Gewalt stehende



Personen, die seiner Aufsicht untergeben sind oder zu seiner Hausgenossenschaft gehören, von der Übertretung dieser Vorschriften abzuhalten. Die Polizeiorgane der Vororte sind auf das strengste angewiesen worden, auf etwaige Übertretungen ein wachsames Auge zu haben und namentlich auf jugendliche Frevler zu achten, die vielfach nicht nur aus Übermut, sondern auch in Unkenntnis des gesetzlichen Verbotes dagegen verstoßen. Unsere Mitglieder mögen diese heimat-freundlichen Maßregeln kräftigst unterstützen.

VI. Naturdenkmalpflege. An die Königlichen Regierungen ist jetzt eine die Naturdenkmalpflege regelnde allgemeine Verfügung ergangen, welche bei allen Natur- und Heimatfreunden sowie in den beteiligten wissenschaftlichen Kreisen lebhaftere Freude hervorrufen wird. Hiernach sollen durch Urwüchsigkeit oder Seltenheit der Holzarten oder aus anderen Gründen bemerkenswerte Bestände, wo es ohne unverhältnismäßige Opfer möglich ist, auf hinreichend großen Flächen erhalten werden. Von botanischen Seltenheiten sollen nicht nur durch Größe und Form ausgezeichnete Holzgewächse Beachtung finden, sondern auch seltene krautartige Pflanzen und seltene Pflanzengemeinschaften. Fang und Tötung der wirtschaftlich unschädlichen oder doch nicht merkbar schädlichen Tiere, z. B. Pirol, Specht, Mandelkrähe, Kolkrabe, Uhu, Schwarzstorch, Kranich usw., wird zu verbieten sein. Wie die Vögel, sollen auch ihre Nester geschützt werden. Die in den Staatsforsten vorhandenen bemerkenswerten erratischen Blöcke und anstehenden Felsen sind vor Zerstörung zu schützen. Ferner haben die Oberförster Erhebungen über die in ihren Dienstbezirken vorhandenen Naturdenkmäler anzustellen, das Ergebnis in eine Nachweisung nach dem von der staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege entworfenen Muster einzutragen und ein besonderes Aktenstück für Naturdenkmäler neu anzulegen. Gleichzeitig werden die Oberpräsidenten ersucht, auch die Wald besitzenden Kommunen, Anstalten, Majorate usw. zur Aufstellung einer solchen Nachweisung zu veranlassen und ihnen die Erhaltung der Naturdenkmäler anzuempfehlen.

Auch hier werden unsere Mitglieder um tätige Mithilfe ersucht.

VII. Der Berliner Waldschutz-Verein hielt vor einigen Tagen unter dem Vorsitz des Geheimen Medizinalrats Ewald seine diesjährige Generalversammlung im Rathaus ab. Der Vorsitzende wies auf die Bedeutung hin, die die Vereinstätigkeit für die Hygiene Berlins habe. Die Erhaltung der Wälder um Berlin und ihre Reinhaltung sei eine Gesundheitsfrage von größter Bedeutung gerade für die ärmeren Schichten der Bevölkerung, die sich keine Reisen erlauben können. Angesichts der sich immer mehr häufenden Beunruhigung, die durch Berichte über drohende und vollzogene Veräußerung umfänglicher Waldgebiete zu Spekulations- und anderen Zwecken hervorgerufen ist, wird der Verein



noch mehr als bisher die Erhaltung der Wälder erstreben und den Kampf gegen deren Verwüstung aufnehmen. Der Schriftführer gab dann den Bericht über die Tätigkeit des Vorstandes, dem wir folgendes entnehmen. Im Einverständnis mit der Forstbehörde und von ihr tatkräftig unterstützt, hat der Verein seine Arbeit im vergangenen Jahre damit begonnen, daß er versuchsweise den Grunewald reinigen ließ, um die Kosten festzustellen. In diesem Jahre sind Vorkehrungen getroffen, um die Reinigung systematisch durchzuführen. Von der Aufstellung von Papierkörben wurde Abstand genommen, da bei der Nachlässigkeit der Waldbesucher die Feuersgefahr durch Anhäufung leicht brennbarer Stoffe sehr groß ist. Durch Plakate hat der Vorstand die Besucher der Wälder um möglichste Schonung und Reinhaltung gebeten.

Ich beziehe mich auf die früheren Mitteilungen über diesen nützlichen Verein.

VIII. Ehestandseichen. Eine eigenartige Sitte ist vom Verschönerungsverein in Mühlhausen in Th. eingeführt worden. Jedem Brautpaar wird nämlich bei seiner Vermählung die Bitte vorgelegt, im Stadtpark aus Anlaß der Trauung zwei junge Eichen zu pflanzen und zu pflegen. Durch diese Maßnahme will man das Interesse für den Stadtpark heben. Dies Beispiel verdient Nachahmung auch in Berlin und der Provinz Brandenburg. Es sei daran erinnert, daß der Große Kurfürst eine ähnliche Sitte förderte und daß von daher sich noch einige der großen Eichen beim Großfürstenplatz nahe den Zelten im Tiergarten herschreiben sollen.

IX. Das Bachmuseum in Joh. Seb. Bachs Geburtshause in Eisenach soll demnächst eröffnet werden. Das Haus ist einem durchgreifenden Umbau unterzogen worden, alle in der Zwischenzeit vorgenommenen Änderungen wurden beseitigt, die Anordnung der Zimmer und Fenster wieder so hergestellt, wie sie zu Bachs Zeit war. Freilich bedurfte es hierzu erheblicher Geldmittel. Die Kosten für die aus Gründen der Pietät erfolgten baulichen Änderungen treten aber zurück hinter denen, die unbedingt notwendig waren, um das Gebäude vor dem Verfall und den Unbilden der Witterung zu schützen. Weitere bedeutende Mittel werden gebraucht zur Einrichtung des Hauses, zur Beschaffung des Mobiliars und Museumsinhaltes. Ein stattlicher Grundstock für diesen ist allerdings durch die reichlich gespendeten Gaben des deutschen Verlagshandels vorhanden. Immerhin bedarf es noch erheblicher Anschaffungen. So ergeht an alle Verehrer des Meisters erneut die Bitte, durch weitere Gaben an Geld oder an Gegenständen (Büchern, Musikalien, Bildern, Instrumenten, Handschriften), die für das Museum geeignet sind, zur würdigen Ausgestaltung des Bachmuseums beizutragen. Zur Annahme von Spenden ist der Schatzmeister der



Neuen Bachgesellschaft, Dr. Oskar v. Hase (i. Fa. Breitkopf & Härtel) in Leipzig bereit.

Ich verweise auf meine neuliche Mitteilung über das Eisenacher Bach-Museum und bitte um Förderung desselben.

X. Ländliches Kirchenmuseum. In Kapellendorf bei Jena, woselbst ich während der Pfingstage verweilte, ist 1906 durch Pfarrer Lic. Weiner in einem gotischen Choranbau von 1503 der uralten Zisterzienserinnen-Klosterkirche ein interessantes ländliches Kirchenmuseum entstanden, welches ich Ihrem gelegentlichen Besuch bestens empfehle. Vgl. *Brandenburgia* XV S. 333/34.

XI. Ein „niederdeutsches Archiv“ hat die Königl. Universitäts-Bibliothek zu Greifswald gegründet, in dem alle Denkmäler der plattdeutschen Mundart, die ältere Literatur sowohl wie die neueste, kurz alles, was je von niederdeutscher Kunst, von niederdeutschem Sein und Wesen Zeugnis ablegte, zusammengefaßt werden sollen, damit auf diese Art das Gedächtnis des einstmals so blühenden Sprachstammes für die Forschung und die Späteren erhalten bleibe. Denn nach den Ergebnissen der Statistik liegt die plattdeutsche Sprache, das gemütvollste Idiom Fritz Reuters, das frische, kräftige, bilderreiche Niederdeutsch, im Rückgange. Ein Ausschuß hat sich zusammengefunden, um alle, denen das „behagliche Urdeutsch“, wie es Goethe nannte, jemals an Herz und Gemüt gerührt hat, aufzufordern, das niederdeutsche Archiv zu Greifswald für seine umfangreichen Erwerbungen durch eine Geldspende auszurüsten und somit ein geistiges Denkmal türmen zu helfen, wie es das Vaterland in dieser Besonderheit noch nicht besitzt. Geldbeträge sind unter der Adresse „Niederdeutsches Archiv“ an die Dresdener Bank, Depositenkasse E, Berlin W. 50, Kurfürstendamm 238, zu richten.

Da unsere Provinz Brandenburg dem niederdeutschen Sprachgebiet mit mehreren Mundarten angehört, wird die Förderung des „Archivs“ den Mitgliedern der *Brandenburgia* ans Herz gelegt. Auch bei uns erlischt ja das Plattdeutsche mehr und mehr, erdrückt durch ein wenig erfreuliches „Messingsch“ und das schulgerechte Hochdeutsch.

#### B. Persönliches.

XII. U. M. Gotthilf Weißstein, Lennéstr. 4, bekannt als berlinischer Literaturhistoriker und Sammler, langjähriger Redakteur der *National-Zeitung*, ist vor einigen Tagen leider verstorben.

XIII. Der Stadtbibliothekar Dr. Rudolf Baier ist im 90. Lebensalter als Nestor des deutschen Vorgeschichtlichen in Stralsund verstorben. Mit ihm seit Jahrzehnten befreundet habe ich ihn als einen vielseitig gebildeten, gelehrten und dabei poetisch veranlagten Forscher kennen gelernt, welcher für die Erforschung Neuvorpommers und Rügens ingleichen für die Ausgestaltung des berühmten neuvorpommerschen



Provinzialmuseums in Stralsund außerordentlich viel geleistet hat. Er hat vielen unserer Mitglieder mit Rat und Tat wissenschaftlich geholfen und sich für die heimatkundlichen Bestrebungen unserer Brandenburgia lebhaft interessiert. Dem seltenen Manne sind seine eminenten geistigen Kräfte bis in sein hohes Alter verblieben. Er war unvermählt, die Trauerkunde geht uns von Frl. Elisabet Beier, der Schwester, zu, die ihm die Wirtschaft seit langen langen Jahren aufopfernd geführt. Ehre seinem Andenken.

XIV. Die Gesellschaft Naturforschender Freunde hieselbst hat soeben ein Verzeichnis der Mitglieder seit ihrem Bestehen 1773 bis 1907 herausgegeben. Sie wollen daraus ersehen, welche Fülle von ausgezeichneten Gelehrten dieser hochansehnlichen wissenschaftlichen altberlinischen Vereinigung angehört hat.

XV. Der Name Meier und Verwandtes. Gelegentlich meiner Besprechung der Biedermaier-Ausstellung im Ausstellungslokal am Zoologischen Garten, Hardenbergstraße, wurde eine Diskussion über die Rechtschreibung des vielverbreiteten Namens Meier beliebt. Ich füge heute folgendes nachträglich hinzu. Wir haben zu unterscheiden die Abteilung mit dem *e* und die mit dem *a*. Danach ergeben sich folgende Varianten. Meier, Meir, Meyer, Meyr — Maier, Mair, Mayer, Mayr. — Die Namen mit *e* kommen aus dem Hebräischen her: Meir, der Glänzende, Strahlende, die mit *a* vom Lateinischen Major, ins Deutsche übernommen Maier als Hof- und Hausverwalter; man müßte hier also eigentlich für eine Milchwirtschaft „Maiererei“ schreiben, obwohl man oft genug „Meiererei“ liest; so schreibt sich die bekannte Milchwirtschaft von C. Bolle in Moabit „Meiererei“. Die „Meier“ wären also präsumtiv „Juden“, die „Maier“ Christen; indessen geht dies nicht streng durchzuführen. Ausnahmen finden sich hüben und drüben.

Der Name „Maier“ ist mehr west- und süddeutsch, der Name „Meier“ mehr ostdeutsch. Die einsilbigen Formen gehören dem oberdeutschen Sprachgebilde an, welches gern das *e* in der zweiten Namenssilbe ausstößt.

Als Kuriosum will ich anführen, daß der berühmte Botaniker De Candolle, der sich verschiedenen „Meiers“ liebenswürdig erweisen wollte, wegen der großen Zahl derselben in gelinde Verzweiflung geriet und deshalb eine Namensdedikation im großen Stile dem „ingenti numero Meyerorum“ in Szene setzte. Er schuf aus einer Anzahl schöner brasilianischer Kompositen ein Pflanzen-Genus „Meyeria“ mit der Bemerkung „pulchrum genus collective dicavi“. Als ferneres Kuriosum sei noch erwähnt: Oskar Kraus: „Meyrias, Die Meyerjade. Humoristisches Epos aus dem Gymnasialleben.“ —



### C. Naturgeschichtliches und Technisches.

XVI. Die Berichte über die Veranstaltungen der Stadt Berlin zur Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts in den höheren Lehranstalten werden seit 1906 von Herrn Direktor Prof. Dr. W. Breslich herausgegeben. Ich lege Ihnen heut den inhaltreichen Bericht im Jahre 1906 bis 1907 vor und mache dabei besonders auf die übersichtliche nachfolgende Mitteilung u. M. Dr. Fr. Solger aufmerksam, welche sich betitelt:

#### Paläontologie des Menschen.

Die Paläontologie des Menschen, schreibt Solger, hat das Ziel, den Weg zu erforschen, den wir hergekommen sind, aber die Marksteine dieses Weges sind teils verschwunden, teils unkenntlich, teils auch hindern uns manche Vorurteile, sie zu erkennen. Zudem ist der Forschungszweig noch zu jung, und die meisten Ergebnisse werden noch heiß umstritten. Bei dieser kurzen Übersicht ist es daher weder möglich, nur das endgültig Gesicherte zu geben, noch alles Für und Wider zu erwägen. Es kann sich nur um einen Überblick über den Kampf der Meinungen handeln, über die Waffen, mit denen er geführt wird, und die Wege, auf denen wir vorwärts zu kommen hoffen. Es sei dabei vorausgeschickt, daß als die Grundlage aller derartigen Forschung die Entwicklungslehre vorausgesetzt wird, denn ohne sie würde die Vorgeschichte des Menschen aufhören, sobald wir auf einen Vorläufer träfen, der in die Artbeschreibung des heutigen Menschen nicht mehr hineinpaßte. Für uns beginnt sie erst mit diesem Augenblick, und eine Reihenfolge solcher Stufen ist es, die wir suchen.

Die Paläontologie muß sich meist mit Bruchstücken einzelner Skelette begnügen, deren Alter zu bestimmen schon Schwierigkeiten macht. Alle Forschungsmethoden, die aus einem großen Material Normales und Ungewöhnliches trennen, um nur dem ersteren sich zuzuwenden, versagen in der Paläontologie. Ein klassisches Beispiel liefert der bekannte Neandertalschädel.\*) In einem Seitental des Düsseltales fand man im Anfange der 50er Jahre Reste eines menschlichen Skelettes, von denen sich vor allem der Schädel durch niedrige Stirn und starke Wülste über den Augenhöhlen auszeichnete. Leider sind die Fundumstände von wissenschaftlichen Forschern erst festgestellt worden, als diese Skeletteile aus ihrer ursprünglichen Lage entfernt waren, und so zeigt dies Beispiel alle Schwierigkeiten der Forschung. Die Knochenreste waren unvollständig, vom Schädel fehlten alle Gesichtsteile, ferner fehlten alle Hand- und Fußknochen, und über die Bedeutung dessen, was man gefunden hatte, wurden die widersprechendsten Meinungen

\*) Für die anatomische Seite der Frage vergl. Schwalbe, Vorgeschichte des Menschen. 1903. (Mit eingehendem Literaturverzeichnis.)



geäußert. Hinsichtlich des Alters stritt man sich, ob er diluvial oder recent, oder endlich gar tertiär sei. Was die Abweichungen vom heutigen Menschen betraf, so vertrat der Entdecker Fuhlrott, wie nach ihm Schaffhausen, den Standpunkt, daß es eine besondere primitive Menschenrasse sei. Der schärfste Gegner war Virchow, der ihn für ein krankhaftes Exemplar der heutigen Menschheit hielt und zwar mit merkwürdiger Sicherheit für einen Merovinger. Geologisch ist es auch heute noch nicht möglich, über das Alter dieser Knochenfunde etwas bestimmtes auszusagen. Die Archäologie könnte zu Hilfe kommen; denn einfache Feuersteinwerkzeuge wurden in der Nähe gefunden, aber es hat sich nie ermitteln lassen, ob sie den Fundumständen nach eine Beziehung zu den Knochenresten gehabt haben. Erst das Auffinden anderer ähnlicher Knochen hat hier Licht verbreitet. Es sind die Funde von Spy in Belgien (Reste zweier Skelette mit mehr oder weniger gut erhaltenen Schädeln, dazu einfache Feuersteinwerkzeuge vom Chelleo-Mousterien-Typus), La Naulette (Unterkiefer), Malarnaud (desgleichen), Taubach (Zahn) und der reiche Fund von Krapina in Kroatien. Der letztere hat vor allem den Vorzug, daß die geologischen Umstände sehr genau festgestellt werden konnten. Wir wissen, daß der Mensch von Krapina, von dem uns sehr viele, aber meist zerbrochene Skelettreste erhalten sind, ein Zeitgenosse des *Elephas antiquus*, des *Rhinoceros Merckii* und anderer frühdiluvialer Tiere war.

Die große Übereinstimmung in den oben aufgeführten Knochenresten hat dazu geführt, daß man für sie eine besondere Menschenart, den *Homo primigenius*, aufgestellt hat. Er unterschied sich vom jetzigen Menschen durch mehrere Merkmale, die besonders von Schwalbe und Klaatsch genauer formuliert worden sind. Die wichtigsten sind: starke Überaugenwülste, fliehende Stirn, im Zusammenhange damit niedriger Schädel, Fehlen des Kinnvorsprungs. Am Oberschenkel ist die stärkere Ausbildung der Gelenkteile hervorzuheben, an den Backzähnen die Fältelung der Kaufläche, die an Orang-Utanzähne erinnert. Die Schädel von Spy und vom Neandertal sind schmal und langgestreckt, diejenigen von Krapina sollen nach Gorjanovic-Kramberger eine sehr kurze Form besessen haben, doch ist die Rekonstruktion zweifelhaft. Was den Kulturzustand des *Homo primigenius* betrifft, so sind mit allen seinen Knochenresten zusammen Chelleo-Mousterien-Werkzeuge gefunden worden, d. h. der ursprünglichste Typus der älteren Steinzeit (wenn man von den umstrittenen Eolithen absieht). Aus dem Fehlen eines Kinnvorsprungs hat man auf den Mangel einer Sprache schließen wollen, indem Walkhoff die Ausbildung des Kinns als eine Folge der Verstärkung der unteren Zungenmuskeln im Zusammenhang mit der Sprachentwicklung auffaßte. Aber Toldt hat nachgewiesen, daß das Kinn als eine Verstärkung anzusehen ist, die mit der Umformung des



Unterkiefergrundrisses aus einer schmalen und langen in eine breite und kurze Hufeisenform notwendig wurde.

Sicher ist also der *Homo primigenius* eine ausgestorbene, primitive Menschenart. Aber die Verhältnisse werden dadurch verwickelter, daß wir in eben so zweifellos diluvialen Fundstätten auch Schädel finden, die ganz dem heutigen *Homo sapiens* entsprechen. Der bekannteste Fund dieser Art ist der von Cro-Magnon. Aber alle diese Funde sind begleitet von Feuerstein-Werkzeugen des Magdalénien-Typus (des jüngsten Typus der älteren Steinzeit). Man darf sie daher für jünger halten. Geologisch ist die Scheidung des frühdiluvialen *Homo primigenius* vom spätdiluvialen und recenten *Homo sapiens* deswegen sehr schwierig, weil eine Einteilung der Eiszeit sich nur auf Grund der einzelnen Vereisungen durchführen läßt und die Menschenfunde außerhalb des Gebietes der damaligen Vereisung liegen. Immerhin dürfen wir als das wahrscheinlichste folgende Stufenfolge ansehen: 1. älteres Diluvium, *Elephas antiquus*, *Rhinoceros Merckii*, *Homo primigenius*, Chelleo-Mousterien-Kultur, 2. jüngeres Diluvium, *Elephas primigenius*, *Rhinoceros tichorhinus*, *Homo sapiens*, Solutréen-\*) und Magdalénien-Kultur, 3. postglaciale Zeit, heutige Tierwelt, *Homo sapiens*, Kultur: jüngere Steinzeit und Metallzeiten.

Es ist die Frage, ob *Homo primigenius* als ein direkter Vorfahre des heutigen Europäers anzusehen ist, oder ob dieser einwanderte und jenen verdrängte. In ersterem Falle müßten wir Übergangstypen zu finden erwarten. Die Schädel von Brünn, von Podbaba bei Prag, aus der Liane und von manchen anderen Stellen können vielleicht derartige Zwischenstufen bezeichnen, aber hier macht sich der Mangel eines reicheren Materials fühlbar, denn der Übergang vom *Homo primigenius* zum *Homo sapiens* müßte so gedacht werden, daß immer häufiger Schädelformen auftraten, die schon innerhalb des Abänderungsspielraums des *Homo sapiens* lagen. Ein Schädel aber, der das tut, muß naturgemäß zu *Homo sapiens* gerechnet werden, alle anderen zu *Homo primigenius*. Die Annahme, daß *Homo primigenius* und *Homo sapiens* gleichzeitig unabhängig von einander gelebt hätten, würde bedeuten, daß schon im Diluvium eine scharfe Scheidung der Menschenrassen vorhanden war, und würde vermuten lassen, daß die Paläontologie des Europäers, über die allein wir etwas besser unterrichtet sind, scharf von derjenigen anderer Rassen zu scheiden wäre. Die Kreuzung verschiedener Rassen im historischen Europa erscheint damit biologisch noch ungünstiger, wie sonst.

Dieser Gedanke führt auch zu einer besonderen Vorsicht in der

\*) Die Solutréenkultur wird von Hoernes als Besitztum einer besonderen negroiden Rasse angesehen.



Beurteilung eines Fundes, der geeignet scheint, den Menschen mit den höchsten Tieren zu verbinden, des *Pithecanthropus erectus*, den Eugen Dubois im Jahre 1893 auf Java fand. In einem vulkanischen Tuffe, der durch einen Bach angefressen worden war, fand sich eine Schädeldecke und 15 m davon ein an einer Stelle krankhaft ausgebildeter Oberschenkelknochen, in der Nähe auch noch ein Backenzahn. Der Oberschenkel wurde von Anatomen wie Krause als ein zweifellos menschlicher angesprochen, das Schädeldach bald für das eines riesigen Gibbon, bald für das eines besonders unentwickelten Menschen gehalten, der Backenzahn wohl gar für den eines Orang-Utan, während Dubois von vornherein die Auffassung vertrat, daß es sich um eine Mittelform, zwischen dem Menschen und einer Urform handle, von der er gemeinsam mit dem Menschenaffen abstamme. Die Dubois'sche Anschauung dürfte die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben, wenn man alle die erwähnten Reste als zusammengehörig ansieht. Da in der betreffenden Tuffschicht viele andere Tierreste gefunden worden sind, aber keine, die einem Affen oder Menschen angehörten, so haben wir keinen Grund, das damalige Vorhandensein mehrerer in diesen Formenkreis gehörender Arten anzunehmen. Es ist daher das natürlichste, die drei Reste als zusammengehörig zu betrachten, und in ihnen Spuren von einem Vorläufer des Menschen zu erblicken. Die menschliche Form des Oberschenkels spricht dafür, daß dieses Wesen aufrecht ging, auch das Schädeldach zeigt bereits einige menschliche Merkmale, der Inhalt der Gehirnhöhle steht zwischen den größten Affen und den kleinsten Menschen, ebenso der Stirnwinkel. Die Überaugenwülste sind noch stärker entwickelt als beim *Homo primigenius*, aber nicht so stark wie beim Orang und Gorilla. Da auch bei diesen beiden Affen das Hervortreten der Wülste über den Augen erst in späterer Lebenszeit im Zusammenhange mit der Entwicklung der Kaumuskulatur und des Gebisses auftreten, so werden wir auch für die Menschenaffen auf eine Urform zurückgeführt, deren Schädeldach etwa dem des *Pithecanthropus* geglichen haben muß, und wir würden den letzteren also etwa dem im Dubois'schen Sinne aufzufassen haben.

Je weiter wir in der Ahnenreihe des Menschen zurückgehen, um so spärlicher werden die Funde, und um so mehr müssen wir uns nach anderen Hilfsmitteln umsehen. Die Stammesgeschichte und die Einzelgeschichte des Menschen haben den gleichen Ausgangspunkt, nämlich die einfache Zelle, und den gleichen Endpunkt, den heutigen Menschen. Es liegt daher nahe, auch den Weg, den die Natur in beiden Fällen wählt, in den Grundzügen für den gleichen zu halten. Wenn wir in der Entwicklung des Einzelmenschen deutliche Umwege sehen, wie die Anlage von Kiemenspalten, die wieder verschwinden, ohne zur Atmung benutzt zu sein, so deuten wir sie als Rückerinnerungen an



Umwege, zu denen die Natur in der Stammesgeschichte einmal gezwungen war. Diese Gesetzmäßigkeit hat man als das biogenetische Grundgesetz bezeichnet, das man etwa formulierte: die Keimesentwicklung ist eine abgekürzte Wiederholung der Stammesentwicklung. Diese Abkürzungen bedingen vielfach Abweichungen. Jede Stufe der Stammesgeschichte wurde durch ein lebensfähiges Tier bezeichnet, in der Keimesentwicklung beginnt die volle Harmonie der Organe, die zur Lebensfähigkeit gehört, erst mit dem Augenblick, wo die ausgeprägte Menschenform erreicht ist. Die Keimesgeschichte bildet daher ein wichtiges Hilfsmittel für die Ermittlung der Ahnenreihe, aber sie muß mit Vorsicht angewendet werden. Die Ausbildung des Kopfes gibt ein Beispiel. Das menschliche Kind wie der junge Affe haben einen verhältnismäßig viel größeren Kopf, als die erwachsenen Formen ihrer Arten. Es wäre aber falsch, daraus zu schließen, daß sie von Formen mit größeren Köpfen abstammten. Die Fossilfunde beweisen das Gegenteil. Das Gehirn entwickelt sich eben verhältnismäßig früh, und so ist es im Anfang in starkem Übergewicht gegenüber dem übrigen Körper. Das hat aber nur physiologische, nicht genealogische Bedeutung. Ein weiteres Hilfsmittel für die Stammesgeschichte des Menschen und der Wirbeltiere ist die Ermittlung der Verwandtschaften unter ihnen, die sich aus dem Vergleich ihrer einzelnen Organe ergibt, die sogenannte vergleichende Anatomie. Betrachten wir beispielsweise die Extremitäten des Menschen unter diesem Gesichtspunkte, so ist es auffallend, wie ähnlich sowohl Hand als Fuß denjenigen Urformen sind, aus denen wir alle speziellen Extremitätenbildungen unter den Wirbeltieren ableiten müssen.

Eine der speziellsten Ausbildungen solcher Art ist die Entwicklung der Beine bei den Einhufern. Hier ruht das Körpergewicht auf einzelnen festen Säulen, die dadurch entstehen, daß die Mittelzehe allein, dafür aber um so stärker, ausgebildet wird. Aber auch am Pferdefuß kann man die Überreste der fast vollständig verschwundenen übrigen vier Zehen noch in den Knochenleisten erkennen, die dem Metacarpus bzw. Metatarsus an der Wurzel anliegen. Bei den Vorfahren der Pferde, aus denen wir zahlreiche Entwicklungsstufen kennen, läßt sich das allmähliche Verschwinden der seitlichen Zehen verfolgen, und im Anfange der Tertiärzeit werden wir auf Tiere zurückgeführt, die fünfzehige Vorder- und Hinterfüße besaßen. Diese Urhuftiere (Condylarthra) sind in ihrem Bau auch den Urraubtieren sehr ähnlich, von denen die ganze Entwicklungsreihe der Raubtiere ausgeht, und wir müssen ähnliche Formen als die Urtypen ansehen, aus denen sich die verschiedenen Stämme der Säugetiere und so auch Affen und Menschen entwickelt haben.



Vergleichen wir diese Urformen mit dem Menschen, was naturgemäß nur in Bezug auf das Knochengerüst geschehen kann, so ist außer gewissen Abweichungen in den Verhältnissen und den Einzelformen der Knochen der wesentlichste Unterschied die unvergleichliche Entwicklung des Schädels beim Menschen, während die Verschiedenheit in den Extremitäten nicht so groß ist, als sie innerhalb der Huftierreihe vorkommen. Auch die völlige Arbeitsteilung zwischen Hand und Fuß, die den Menschen von allen Säugetieren unterscheidet, hat die Knochenbildung der Gliedmaßen weniger verändert, als man erwarten sollte. Während die Huftiere ihren ursprünglich vielseitigen Fußbau in immer einseitigerer Weise zum Lauffuß entwickeln, hat der Mensch sich diese Vielseitigkeit bewahrt, seine Entwicklung liegt nicht in der Ausbildung einzelner Organe für bestimmte Zwecke, sondern in dem Ausbau eines Zentralorgans, das eine immer feinere Anwendung der vorhandenen Organe zu möglichst vielen Zwecken erlaubt. Man hat sehr zahlreiche Stufen in der Stammesentwicklung des Menschen mit eben so zahlreichen wie schwer behaltbaren Namen bezeichnet. Da es sich dabei um lauter Konstruktionen handelt, und doch keins dieser konstruierten Ahnentiere uns wirklich anschaulich wird, beschränke ich mich darauf, nur die Gesamtrichtung der menschlichen Entwicklung zu kennzeichnen. Wie bereits beim Vergleich mit den Huftieren hervorgehoben, trägt der Mensch, abgesehen von seinem Schädelbau, einen fast durchweg recht primitiven Charakter, d. h. er steht den ursprünglichen Ahnenformen im allgemeinen näher, als die Endglieder anderer Entwicklungen, die von denselben Tieren ausgegangen sind.

Wenn wir in der Erdgeschichte weiter zurückgehen, so wird die Frage nach der Ahnenreihe des Menschen eine Frage nach den Ahnen der Säugetiere. Ihre Vorfahren dürfen wir natürlich nicht unter lebenden Formen suchen, und wenn man darüber gestritten hat, ob die Säugetiere von den Reptilien oder von den Amphibien abstammen, so ist das so aufzufassen, daß man sich fragte, ob von den drei Zweigen, deren Endpunkte Reptilien, Säugetiere und Amphibien darstellen, die beiden ersteren oder die beiden letzteren länger einen gemeinsamen Weg genommen hätten. In diesem Sinne scheinen die Säugetiere auf Uramphibien zurückzugehen, und diese wieder auf primitive Fischformen. Suchen wir die Ahnenreihe noch weiter zurückzuverfolgen, so kommen wir in das Gebiet der Wirbellosen, wo wir die nächsten Verwandten der Wirbeltiere (abgesehen von den zurückgebildeten Manteltieren) in den Gliederwürmern zu suchen haben. In dieser reichen Gruppe muß der Ursprung der Wirbeltiere einerseits, der Gliedertiere andererseits liegen, in beiden Stämmen sehen wir eine sehr weit gehende Entwicklung, die in beiden bis zur Ausbildung verwickelter sozialer Einrichtungen geht (Ameise, Mensch). In dem außerordentlich viel verzweigten Stamme



der Würmer müssen wir die weitere Verfolgung einzelner Ahnenstufen zunächst aufgeben. Fossilfunde lassen uns im Stich, weil den Würmern erhaltungsfähige Hartgebilde fehlen. Aber die Keimesentwicklung gibt uns gewisse Anhaltspunkte. Alle höheren Tiere beginnen ihre Entwicklung mit einem sogenannten Gastrulastadium, in dem der Keim eine Blasenform besitzt, die innen und außen von je einer Zellschicht (dem inneren und äußeren Keimblatt) bedeckt wird. In der Gemeinsamkeit dieses Stadiums sah Haeckel den Beweis für die gemeinsame Abstammung von einem Gastrula-artigen Tiere, das er als Gasträa bezeichnete. Von ihm ist nur ein Schritt rückwärts bis zu einem einfachen Zellenhaufen und bis zur einzelnen Zelle.

So ungefähr erscheint unserer heutigen Forschung der Weg, der zum Menschen geführt hat. Aber noch mehr als seine einzelnen Stufen werden die Mittel umstritten, durch die die Natur diese gewaltige Entwicklung zustande gebracht hat. Mag man aber im einzelnen Falle mehr dem Darwinschen Gedanken, der natürlichen Auslese im Kampfe ums Dasein, oder dem „humaner“ erscheinenden, wenn auch nicht so mechanisch klaren Gedanken Lamarcks von der Anpassung den Vorzug geben, — immer bleibt als der Grundton der Kampf um die Vorherrschaft unter einem immer enger werdenden Kreise von Wettbewerbern übrig, der uns endlich im Kampfe der Menschenrassen unter einander das Mittel zeigt, durch das die Menschheit der Zukunft entwickelt wird. — Durch die Veröffentlichung dieser klaren, vollkommen von der in Frage der Herkunft, des Alters und der Rassen des Urmenschen nicht seltenen Voreingenommenheit des Urteils freien, objektiven Darstellung glauben wir den Wünschen vieler unserer Mitglieder zu entsprechen mit Dank für unser gelehrtes eifriges Mitglied Herrn Dr. Solger, dem wir schon verschiedene belehrende Vorträge zu verdanken gehabt haben.

XVIa. Noch wollen wir — angesichts der Tatsache, daß viele unserer Mitglieder Neuvorpommern und Rügen aufsuchen — auf die Bl. 20 — 41 enthaltene Studienreise geologischer und technologischer Natur nach diesen Gegenden sowie nach Stettin und Umgegend hiermit ganz besonders aufmerksam machen.

XVII. Zum Kapitel des Naturdenkmalschutzes. „Übertreibungen und falsche Wege zum Schutze der „Naturdenkmäler“. Von Fritz Graf von Schwerin, Wendisch-Wilmersdorf bei Ludwigsfelde. Vortrag gehalten am 8. August 1906 zu Oldenburg. (Mitt. der deutschen dendrologischen Gesellschaft 1906 S. 116—124.) Auf diese Veröffentlichung machte mich unser Vorstandsmitglied Dr. Carl Bolle, der Nestor der deutschen Dendrologen, aufmerksam. Ich erkenne die großen Verdienste, die Herr Graf von Schwerin, Begründer und Präsident der d. D. G. um die Kenntnis und Pflege der Bäume hat, vollauf an und unterschreibe manches, was er von der Über-



treibung der Naturschützer sagt z. B. von dem oft recht deplazierten Haß gegen die Drahtseilbahnen auf hohe Bergen, deren Gipfel ohne dieselben doch nur ein Minimum von Naturfreunden kennen lernen kann. Im übrigen fordern andere Auslassungen des Vortragenden zu einem entschiedenen Widerspruch heraus, z. B. wenn er sagt: „Ein Naturdenkmal ist dem Sinne nach immer nur eine durch ihre Größe oder Seltenheit bedeutende Einzelheit, niemals aber eine Gesamtheit. Eine Landschaft oder eine Pflanzengemeinschaft als Naturdenkmal betrachten zu wollen, ist daher durchaus verfehlt und wohl nur dadurch zu erklären, daß das Bestreben vorliegt, alles zu schützen“.

Man kann das vom persönlichen Standpunkt des Herrn Verfassers allenfalls verstehen, weil ihm als Baumfreund und Baumforscher immer nur der einzelne Baum, der Solitär, vorschwebt. Aber der Schwerinsche Standpunkt ist bereits überholt und in Folge der von der Biologie gestellten Anforderungen als längst antiquiert zu betrachten. Heut studiert man das Einzelwesen im Zusammenhange mit seiner Nachbarschaft, als Teil einer größern Lebensgemeinschaft. Daher wird in diesem Augenblicke von den Naturforschern — Geologen, Botanikern, Zoologen — beispielsweise die Erhaltung einzelner der Grunewald-Moore und Seen, und zwar tunlichst auch mit ihrer Tierwelt, gefordert. Auch sind dergleichen Komplexe, die vom Standpunkt heutiger Wissenschaft recht eigentlich zutreffend als Naturdenkmäler bezeichnet werden\*), Gott Lob! bereits vielfach geschützt. Oder kennt Herr Graf v. Schwerin nicht u. a. die einschlägigen Schriften und die Bemühungen u. M. S. des Direktors Dr. Conwentz um Erhaltung der Gruppen von Eiben, von Reservaten, auf denen die Zwergbirke in Westpreußen vorkommt, um die Erhaltung einzelner Kormorankolonien, Komplexe von Reiherhorsten u. dgl. m.? — Was Herr Graf v. Schwerin will, ist eigentlich nicht recht verständlich: wenn 3 wilde Taxus neben einander stehen, soll dann nur einer erhalten bleiben, damit seine unrichtige Definition vom Naturdenkmal herauskommt? Der aussterbende Gagelstrauch (*Post Myrica gale*) und der Sumpfporst (*Ledum palustre*), können doch überhaupt nur in größeren Lebensgemeinschaften vieler Individuen mit dem eigentümlichen Moorboden und an zugehörigem nassen Moospolster geschützt werden. Schwerin meint, der Schutz der Landschaft führe zu weit, dergl. könnte sich wohl Amerika leisten, aber bei unserm starkbevölkerten Lande sei so etwas nicht möglich. Wir wollen uns nur vor Übertreibungen hüten, Schwerin würde Recht haben, wenn man ganze Quadratmeilen Forst, Moor u. dgl. in Deutschland als „Tabu“ erklärte. Aber eine Übertreibung ist es auf der andern Seite, wenn man dem Schutz kleiner Landschaftsstücke als Naturdenkmäler im Conwentzschen

\*) Auch die amerikanischen Reservations z. B. der Yellowstonepark, das Yosemite-tal, die Schutzbezirke bei Boston sind Naturdenkmäler.



Sinne entgegen arbeiten wollte. Ich glaube schließlich, auf Basis einer allemal den örtlichen Verhältnissen angepaßten mittleren Proportionale wird man in jedem Falle auch mit einem so einsichtigen und warmen Naturfreunde wie Graf Schwerin eine Einigung erzielen. Der Streit was dabei Naturdenkmal genannt werden soll und was nicht, ist im Grunde nur der bekannte Streit um des Kaisers Bart.

XVIII. Über Hexenbesen, durch Pilze hervorgerufene Wucherungen, habe ich in der Brandenburgia (zu vergleichen z. B. IX. 15 und X. 13) wiederholentlich Mitteilung gemacht. Vor einiger Zeit hat mir nun unser Ehrenmitglied Herr Geheimrat Prof. Dr. Credner in Greifswald folgende zwei Notizen über diesen Gegenstand zugehen lassen, entnommen der Greifswalder Zeitung vom 12. bzw. 13. März 1907, die hier um ihres allgemeineren Interesses wegen wiedergegeben werden, wobei ich darauf aufmerksam mache, daß wir bei unserer Wanderfahrt im Grunewald am 27. d. M. zwei dergleichen durch einen unbekanntem Pilz hervorgerufene Hexenbesen auf den Kiefern (*Pinus silvestris*) unweit der Lieper Ablage am hohen Ufer beobachteten.

Greifswald, 11. März. Von einem Freunde unseres Blattes wird uns nachstehender Bericht des durch seine heimatskundlichen Forschungen auch hier in Pommern wohlbekannten Vorsitzenden des brandenburgischen Vereins für Heimatkunde Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel-Berlin über in naturwissenschaftlicher wie volkskundlicher Beziehung interessantes, gerade jetzt bei der Blattlosigkeit der Bäume gut sichtbares Vorkommen von „Hexenbesen“ hier in Greifswald zur Verfügung gestellt. Er lautet:

Aus dem alten Botanischen Garten stammend, befindet sich an der Stadtmauerseite, nicht weit von der Einmündung der Domstraße in die Anlagen ein Hexenbesenbaum. Es ist eine Birke, auf welchem der *Exoascus*-Pilz, so weit ich zählen konnte, fünf Hexenbesen erzeugt hat. Der größte, eiförmig, hat etwa  $\frac{1}{2}$  m im größten Durchmesser, die vier anderen sind erst im Entstehen begriffen. Es ist das mir in und bei Greifswald einzig bekannte Exemplar eines Hexenbesenbaumes. Auf Kiefern sind z. B. bei Berlin Hexenbesenbildungen (beiläufig nicht von *Exoascus*, sondern aus, soviel ich weiß, anderer noch unbekannter Entstehungsart herrührend) ziemlich häufig, wogegen ich Kiefernhexenbesen bei Greifswald noch nicht wahrgenommen.

Die mir als größte bekannten Exemplare von Hexenbesenbildungen auf Birken befinden sich im Großherzoglich Oldenburgischen Schloßgarten zu Eutin. Sie sind so gewaltig, daß Krähen darin nisten. In anderen Hexenbesenbildungen auf Kiefern habe ich Marder-Nester und Eichhorn-Nester gefunden. Auch im alten Botanischen Garten zu Berlin befinden sich auf *Betula davurica* prächtige Hexenbesenbildungen.



Die betreffenden Bäume gelten als von den Hexen verzaubert. In der Walpurgisnacht reiten die Hexen auf dergleichen Verbildungen und Wucherungen nach dem Blocksberg.

In der Eldenaschen Hölzung zwischen der Wolgaster Chaussee und dem Strohkamp stehen mehrere Eichen, Weiß- und Rotbuchen, an deren Stämmen sich hexenbesenartige Wucherungen zeigen. Die Hexenbesen auf den Birken befinden sich niemals an den Stämmen, sondern an oft recht schwachen Zweigen, die auf Kiefern an festen Ästen.

Greifswald, 12. März. Über das Vorkommen von Hexenbesen schreibt uns Herr Kgl. Oberlandmesser Drolshagen:

In Nr. 60 Ihres Blattes bringen Sie einen Aufsatz von Herrn Geh. Reg.-Rat Friedel-Berlin über Hexenbesenbäume, in dem Verfasser sagt, daß er diese Erscheinung bei Greifswald auf Kiefern nicht wahrgenommen habe. In dem zum ehemaligen Rittergute Nepzin bei Züssow gehörigen, später nach Carlsburg abgezweigten Walde stand bisher am Rande einer Schonung eine einzelne hohe Kiefer, die mit einem prächtigen Hexenbesen von mehreren Metern Durchmesser geschmückt war. Ich nehme an, daß die Carlsburger Forstverwaltung dieses seltene Naturdenkmal erhalten hat.

XIX. Dr. F. Kauhoven: a) Die Bodenverhältnisse Berlins und seiner nächsten Umgebung. (Sonderabdruck aus der Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Vereins deutscher Ingenieure) und b) Das geologische Profil längst der Berliner Untergrundbahn und die Stellung des Berliner Diluviums. (Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Kgl. Preuß. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie für 1906. Bd. XXVII. Heft 8.) Beide Schriften des rühmlichst bekannten Landesgeologen beanspruchen ein dauerndes gerade jetzt aber vorzüglich ein aktuelles Interesse, wo Zwecks der Ausschachtungen für die neueste Untergrundbahnlinie auf langen Strecken quer durch Charlottenburg und Berlin geologische Profile erschlossen worden.

Während die Schrift zu a ein allgemeines Bild auf Grund der bisherigen Ermittlungen in gemeinfaßlich-wissenschaftlicher Weise entwirft, folgt die Schrift zu b von Westen her der sich entwickelnden Bahntrace in der Tiefe. Hauptsächlich kommen zunächst der höheren Lage des Geländes in Charlottenburg entsprechend ältere und jüngere diluviale Ablagerungen in Frage, Sande und Mergel. Es unterliegt wohl (S. 737) kaum einem Zweifel, daß die gesamte Grundmoränenmasse, die in dem Profil aufgeschlossen ist, einer Vereisung angehört, also nur als ein Geschiebemergel gedeutet werden kann. Sowohl Oberfläche wie Unterseite des Geschiebemergels sind stark bewegt und zeigen oft ganz unvermittelt bedeutende Unterbrechungen. Er ist als oberer Mergel anzusprechen.



Was die Fossilführung des diesem Mergel unterlagernden Horizontes anbetrifft (S. 381), so wäre in das Vorkommen von *Paludina diluviana* Kunth\*) auf primärer Lagerstätte zu denken. Als primäre Lagerstätten sind hier Faulschlammgesteine, Sapropelite (nach Potonié) anzusehen. In solchen Lagern ist *Paludina diluviana* bekannt aus den Bohrlöchern in der Vereinsbrauerei Rixdorf, vom Hof der Kürassierkaserne in der Alexandrinenstraße, vom Hof der 2. Dragonerkaserne in der Blücherstraße, in der Böckhstr. 27, im Grünen Weg 113, in der Fabrik Kaune in Niederschöneeweide, in der Schultheiß-Brauerei in der Lichterfelder Straße, auf dem Kreuzberg und von einem städtischen Bohrloch in der Alten Jakobstraße vor Nr. 40/41. Diese Schichten alle sind typisches Interglaciär. Diese Lagerung der *Paludina diluviana* unter dem oberen Mergel festgestellt zu haben, ist Kannhowens unbestreitbares Verdienst. (Vgl. jedoch die Schlußbemerkungen dieser Nummer.

Von den Sanden (S. 389) liegen zuoberst längs der Strecke meist feine, selten kiesige Sande. Man könnte zunächst an jungdiluviale Talsande denken. Dagegen spricht das Vorkommen von Kiefernstubben in natürlicher Stellung mit wagerecht ausgebreiteten Wurzeln in den Sanden unmittelbar über dem Geschiebemergel westlich vom Zoologischen Garten etwa 5 m unter Tag (S. 390). Der ganz frische Erhaltungszustand der Stubben spricht für ein sehr jugendliches Alter und es bleibt sonach nur übrig, diese Sande als alluvial anzusprechen. An der Passauerstraße erreichen sie etwa 12 m Mächtigkeit.

Unterlagert wird der Geschiebemergel meist von ziemlich mächtigen schwachkiesigen, mittelscharfer und feinren Sanden. Unmittelbar überlagert wird er von schärferen, steinigen Sanden und Kiesen bis 1 m stark, die Ausschleppungs-Rückstände der Oberfläche des Geschiebemergels. Kaunhowen nennt ihn Grenzsand. An der Oberkante dieses Grenzsandes treten meist 1—2 dem starke Schichten auf, fast ganz bestehend aus Braunkohlenholz, Braunkohle und viel Bernstein. Diese bernsteinführenden Kiese sind der *Brandenburgia* aus mehrfach von mir gemachten Funde von Berlin und Großberlin bekannt. Als leichtere z. T. schwimmende Massen haben sie sich über den schwereren steinigen Bestandteilen natürlich zu oberst abgelagert. Braunkohle und

\*) Herr Kaunhowen teilt mit, daß er eine Publikation über das Vorkommen und die Altersstellung von *Paludina diluviana* in Großberlin beabsichtigt. Vgl. auch Wahnschaffe: Zur Kritik der Interglacialbildungen in der Umgegend von Berlin im Monatsbericht der Deutschen Geologischen Gesellschaft, Jahrg. 1905, Nr. 5, S. 3—18. In der *Brandenburgia* vorgelegt habe ich *Paludina diluviana* von sehr verschiedenen Fundorten des erwähnten Gebiets. In meinen geologischen Fundberichten in den Sammelkästen (Archiv) des Märkischen Museums finden sich außerdem noch sehr viele sonstige einschlägige Beobachtungen von mir.



Lignite, tertiäres Rollholz u. dgl. kommt ungemein häufig vor. Es wäre nicht undenkbar, sagt Kaunhowen (S. 394), daß man in der Zeit der Ablagerung der auffallenden Braunkohlenanhäufungen im Berliner Tale den Schluß der gewaltigen diluvialen Wassermassen in unserem Gebiete zu sehen hätte.

S. 396: In den als Grenzsande bezeichneten Schichten wurden Reste von Elephas und Bison priscus, von letzterem ein fast vollständig erhaltener Schädel, ausgegraben. Alle diese Reste sind nicht auf primärer Lagerstätte gefunden. Sie lagen in der durch die Aufbereitung der Geschiebemergeloberfläche entstandenen grobsteinigen Sanden. Außerordentlich häufig fand sich Paludina diluviana im Geschiebemergel zwischen Zoologischem Garten und Fasanenstraße. Stellenweis war er gespickt mit zum Teil sehr schönen vollständigen Exemplaren. Nach Dr. Harbort kam Paludina diluviana auch in den Sanden am Charlottenburger Knie stellenweis massenhaft vor.

Wasserführung der Sande. S. 397. Im Berliner Tale steht eine Wassersäule, die vom Grundwasserspiegel hinabreicht bis zu den undurchlässigen oder schwer durchlässigen Schichten des Tertiärs (Miocän) und, wo diese fehlen, bis eventuell auf den Septarienton (Oberoligocän), der nach unten zu einem mächtigen, weit aushaltenden, absperrenden Horizont bildet. Oberhalb des Tertiärs ist diese gewaltige Wassersäule nur etagiert durch die Schollen von Geschiebemergel; an den Rändern dieser Schollen stehen ihre Wasser wieder mit einander in Verbindung, und zu ihrer erfolgreichen Anzapfung bedarf es lediglich des Vorhandenseins einer genügend mächtigen und ausgedehnten grobsandigen, bezw. kiesigen Einlagerung. Welche gewaltigen Wassermengen in den sandig-kiesigen Ablagerungen des Berliner Tales enthalten sind, beweisen die verschiedenen Wasserwerke der in Frage kommenden Kommunen Großberlins, die alle ihren Bedarf daraus decken. Das den Brandenburgia-Mitgliedern bekannte Charlottenburger Wasserwerk Beelitzhof fördert, wie Kaunhowen am Schluß seiner lichtvollen, höchstdankenswerten Abhandlung ausführt, allein bis zu 70 000 cbm täglich. Selbst in den nur wenige Meter unter dem Grundwasserspiegel liegenden Sanden sind schon riesige Wassermengen enthalten. Die Bausohle der Untergrundbahn lag etwa 5 m unter dem Grundwasserspiegel. Es waren deshalb großartige Pumpanlagen erforderlich, um die Bausohle trocken zu legen. Jede solche Pumpanlage bestand aus etwa vierzig 10 bis 11 m tiefen Rohrbrunnen, die in Abständen von 9 m auf beiden Seiten der 7 m breiten Baugrube gegen einander versetzt und durch eine gemeinsame Saugleitung mit einander verbunden waren. Sie mußten, um das Grundwasser genügend zu senken, 12 000 bis 15 000 cbm täglich fördern.

Nachträglich bemerkt Kaunhowen S. 389 noch, wie neuere Bohrungen beweisen, daß zwischen dem im Berliner Tale zuoberst liegenden



Geschiebemergel und dem Paludinen-Horizont noch ein anderer — allerdings sehr häufig zerstörter — Geschiebemergel liegt. Zwischen diesen beiden Grundmoränen ist neuerdings auch im Tale Torf (Schwemmtorf mit Gräsern und Kiefernresten) gefunden worden. Dieser Torf entspricht seiner Altersstellung nach also dem Rixdorfer Horizont mit Säugetierresten. Kaunhowen stellt hiernach folgende Altersfolge der quartären Bildungen im Berliner Tale auf von oben nach unten gerechnet:

- a) Talbildungen,
- b) Oberer Geschiebemergel,
- c) II. Interglazial (Rixdorfer Horizont mit Säugetierresten, Torf),
- d) Mittlerer Geschiebemergel,
- e) I. Interglazial (Paludinen-Horizont),
- f) Unterer Geschiebemergel.

Für mich ist es interessant, daß hiernach auch die neuesten Angriffe gegen das hohe Alter des Paludinen-Horizonts abzuweisen sind. Die massenhaft vereinzelt vorkommenden Exemplare von *Paludina diluviana* können selbstredend als versprengt viel jüngeren Ablagerungen angehören.

Ich verweise noch auf die interessante Profilkarte, welche Kaunhoven beigelegt hat.

Man darf nun gespannt sein auf die geologischen Verhältnisse der Untergrundlinie innerhalb des eigentlichen Berlins, insbesondere in den tieferen Lagen, in welche ich am 20. April d. Js. zusammen mit den Mitgliedern beider städtischen Körperschaften auf der Strecke zwischen dem Potsdamer Platz und Spittelmarkt weiter bis zur Roßstraßenbrücke einen hochinteressanten Einblick tun durfte.

XX. Die Cölner Anthropologische Gesellschaft ladet für die Zeit vom 28. Juli bis 2. August zur Feier der Eröffnung ihres praehistorisches Museums und zu den damit verbundenen wissenschaftlichen Sitzungen ein. U. a. wird es sich um die auch in unserer Brandenburgia brennend gewordene Eolithen-Frage, bezüglich deren ich auf die vielfältigen Vorgänge in unserem Monatsblatte verweise, aber auch sonst noch viele interessante vorgeschichtliche Dinge handeln.

Vorträge haben bis jetzt angemeldet:

Herr Emil Bäechler, Custos des naturwissenschaftlichen Museums in St. Gallen:

„Die praehistorische Kulturstätte in der Waldkirchli-Ebenalphöhle — 1477—1500 m — (Appenzell)“

Herr Professor Dr. Gorganovic-Kramberger, Agram:

„Über die Kinnbildung beim homo primigenius von Krapina“.



Herr Dr. H. Hahne, Magdeburg:

1. „Die Fundstelle von Taubach-Ehringsdorf, auf Grund eigener Grabungen“;
2. „Referat über den Stand der Eolithenfrage“.

Herr Archäologe O. Hauser, Basel, z. Z. in Les Eyzies, Departement Dordogne:

„Neue Grabungen und Funde in La Micoque“.

Herr Dr. J. Heierli, Zürich:

1. „Die Pläne der Unterbauten von Pfalbauten auf Grund der eigenen neuesten Ausgrabungen“;
2. „Demonstration der frühallstädtischen Goldschüssel mit den Tierfiguren, Fundort Zürich“.

Herr Prof. Dr. von Jhering, Director des Museo Paulista, São-Paolo, Brasilien:

„Über das Alter des Menschen in Brasilien und Argentinien“.

Herr Professor Dr. Kollmann, Basel:

„Über die Neanderthal-Spy-Gruppe“.

Herr Richard Krone, Jguape (Brasilien):

„Über die Sambaquis, auf Grund eigener Grabungen“.

Herr Dr. J. Nüesch, Schaffhausen:

„Demonstration des Schichtenprofils und der Funde von Schweizersbild (im Museum selbst).“

Herr Professor Dr. Pohlig, Bonn:

„Die Schichten des Rheinthal-systems in ihren Beziehungen zu Palaeolithicum und Prähistoricum“ (evtl. Excursion).

Herr Rektor C. Rademacher, Cöln:

„Germanische Begräbnisstätten am Niederrhein, auf Grund der neuesten Ausgrabungen“, evtl. Besuch einer Begräbnisstätte bei Cöln.

Herr A. Rutot, Conservateur au Musée royal de l'histoire naturelle, Brüssel:

1. „Exposé de l'état actuel de la notion des Eolithes; la fin de la question des Eolithes“.
2. „Esquisse d'une comparaison entre le Néolithique franco-belge et le Néolithique scandinave“.

Herr Professor Dr. Max Verworn, Göttingen:

1. „Zur Psychologie der primitiven Kunst“.
2. Demonstration tertiärer Feuersteinmanufakte aus Aurillac“.  
(Hierzu wird auch Herr Prof. Dr. Bonnet, Bonn, seine Feuersteinmanufakte aus Aurillac demonstrieren.)



Herr Professor Dr. Foerster, Bretten:

1. „Über das Vorkommen eolithenartiger Werkzeuge in der Zeit der geschliffenen Steine“ (mit Demonstration).
2. „Die Hautfarbe des Menschen in der frühen Nacheiszeit“.

Der Einladung entnehmen wir noch folgende Einzelheiten:

Die Konferenz beginnt am 28. Juli. Abends Fahrt nach Brüssel. Am 31. Juli Besichtigung des Musée royal de l'histoire naturelle, speziell Besichtigung der Eolithen-Sammlung unter Führung des Herrn Rutot. Am 1. August Besuch der Fundstelle Helin zu Spiennes.

Wir bitten Sie uns etwaige Vorträge oder Referate umgehend anmelden zu wollen, da wir bis zum 15. Juni cr. das Programm in Druck geben müssen.

Die Reihenfolge der Vorträge wird von dem auf der Konferenz zu bildenden Ausschuß festgestellt und in der ersten Sitzung mitgeteilt werden. Wir bitten die Dauer der einzelnen Vorträge möglichst über eine Stunde nicht ausdehnen zu wollen.

Die Veröffentlichung der wissenschaftlichen Verhandlungen wird möglichst sofort nach der Konferenz in deutscher und evtl. auch in französischer Sprache geschehen. Wir bitten deshalb dafür Sorge tragen zu wollen, daß die betr. Manuskripte uns druckfertig direkt nach den Vorträgen überreicht werden können.

Im Interesse einer ersprißlichen Diskussion haben wir die Einrichtung geplant, daß nach jedem Vortrage seitens sprachkundiger Mitglieder unserer Gesellschaft ein Resumé in deutscher und französischer Sprache gegeben wird; letzteres ist deshalb in Form knapper Leitsätze vor Beginn des Vortrages dem Vorsitzenden schriftlich zu überreichen.

Anmeldungen beim Schriftführeramt der Gesellschaft in Cöln a. Rh.

Hieran läßt sich die deutsche Anthropologen-Versammlung zu Straßburg i. E., 4.–8. August d. J., bequem anschließen.

Wir bitten dringend um rege Beteiligung bei beiden Versammlungen.

XXI. W. Deecke: Geologie und Prähistorie. (Antrittsrede, gehalten in Freiburg i. Br.) Sonderabdruck aus den Baltischen Studien N. F. XI (1907). Herr Prof. Dr. Deecke, wie der Brandenburgia bekannt, von Greifswald nach der Universität Freiburg als Ordinarius berufen, hat seine Stellung zu den bei dem in Frage kommenden Grenzgebiete bei seinem Scheiden aus Pommern in eingehender und klarer Weise hauptsächlich für die Ostseeküsten nahe Rügen, aber im Zusammenhang mit anderen das Auftreten des Urmenschen betreffenden Ländern zum Ausdruck gebracht.



Ich führe einzelne Angaben von Wichtigkeit an. S. 4: „Der Mensch ist das Leitfossil des Diluviums. Die Geschichte der Menschheit aber behandelt die Historie“.

„Wir haben oft genug die Erfahrung gemacht, daß Formen, die bei uns einer bestimmten Lage angehören, in ganz ähnlichen Typen anderswo früher oder später auftraten und auf Wanderungen oder Faunenverschiebung hindeuten. — Selbst die Rentierzeit in Norddeutschland muß geologisch betrachtet etwas Jüngeres sein als z. B. in Oberschwaben oder im Pariser Becken. Herr Dr. Sarasin teilte mir mit, daß die Instrumente der jetzt ausgestorbenen Tasmanier durchaus die Formen der Moustier-Waffen besaßen“.

S. 7: „Reste von Menschen oder menschenähnlichen Wesen, die vor der Eiszeit in Europa gelebt hätten, wurden bisher nicht sicher entdeckt. Trotzdem geht die Geschichte der Menschheit wahrscheinlich weit zurück. Abgesehen von den Hominiden-Resten aus dem Sunda-Archipel, fanden sich im älteren und mittleren Tertiär Europas einige Zähne, die menschlichen Charakter tragen.“

S. 7: „Lebten solche Hominiden mit entwickelten Händen im Tertiär, so sollte man auch irgend welche rohe Erzeugnisse als Anfänge der Kultur erwarten. Groß war daher die Freude und das Aufsehen, welches in jüngster Zeit Lagerstätten angeblich bearbeiteter Feuersteine am Fuße des Cantal bei Aurillac erregten. Auf Sanden, die als pliocän durch große Elefanten (Mastodon) und Vorläufer des Pferdes (Hipparion) pp. charakterisiert werden, liegen vulkanische Tuffe mit braunen, eigenartig gestalteten Feuersteinen, die in der Tat wie behauen erscheinen, aber nach der Formgebung eine besondere, natürlich sehr alte Steinzeit bereichern würden. Herr Geh.-Rat Verworn und mein Greifswalder Kollege Herr Geh.-Rat Bonnet haben vor einem Jahre dort gegraben, und ich hatte in Greifswald Gelegenheit, die Sachen zu sehen und eingehend zu betrachten. Menschenähnliche Knochen sind bisher dort nicht beobachtet; so lange dies nicht geschehen, bleiben immerhin, was besonders die Franzosen betont haben, Zweifel an der Artefaktur dieser Feuersteine bestehen“.

S. 9: „Daraus ergibt sich, daß die sogenannte Rentierzeit in Süddeutschland an das Ende der Vereisung fällt, daß also manche norddeutsche Funde, z. B. bei Taubach und bei Rixdorf unweit Berlin im älteren Hauptinterglazial liegen. Auch die eigenartige Menschenrasse von Krapina in Kroatien ist an den Schluß der Eiszeit zu stellen. Leider wissen wir nichts über das Alter des Brünner und des Neanderthal-Menschenschädels. In diesen beiden Fällen hat die Lagerung vorläufig versagt“.

S. 10: „In diesem Zusammenhange sei mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Technik abhängig ist vom Material. Feuerstein



und Feuerstein sind heterogene Dinge, ja schon derselbe bergfeuchte und trockne Flint lassen sich ganz verschieden bearbeiten und liefern daher auch andere Instrumententypen; z. B. ist der Rügener Kreidefeuerstein nur dann zu den kleinen Nippsachen, wie Federhalter, Briefbeschwerer pp. zu schleifen, wenn er frisch dem Berge entnommen und feucht nach Oberstein transportiert ist.\*) Aus dem Rügener Flint haben sich niemals die schönen, großen, kunstvollen Waffen fertigen lassen, wie aus dem dänischen, weil dieser in dicken zusammenhängenden Bänken, jener in rundlichen, unregelmäßigen, löcherigen Knollen auftritt. Der Feuerstein der mariner Kreide Nordfrankreichs und des Süßwassertertiärs am Plateau central sind in Kohäsion und Splitterung ebenfalls verschiedenartige Dinge. Daher können durch die Eigenschaften des verwendeten Gesteinsmaterials zeitlich verschiedene Kulturstufen in ihren Resten einander ähnlich werden, wenn sie derselben Gegend angehören, und gleichalterige Erzeugnisse nicht ähnlich sein, sobald sie aus verschiedenem Rohmaterial hervorgingen.\*\*)

Das Studium des letzteren nach seinen physikalischen Eigenschaften und daher seiner Bearbeitungsfähigkeit liegt noch ganz und gar im argen, obwohl dies eigentlich der Ausgangspunkt für die Beurteilung der jeweiligen technischen Erzeugnisse hätte sein sollen. Ich bin daher der Meinung, daß alle die verschiedenen paläolithischen Stufen, soweit sie nicht auf geologischer Beobachtung begründet sind, nur einen lokalen Wert besitzen“.

S. 15: „So gelangen wir also an der Nordsee und in der westlichen Ostsee zu einer völlig harmonisierenden geologischen Chronologie der verschiedenen prähistorischen Perioden. Wir dürfen das Paläolithikum als Yoldia- und Ancyclus-Zeit, die Kjökkenmöddinger als das Ende dieser Periode ansehen, das Neolithikum als die Litorina-Periode und die Bronzezeit als den Stillstand der Bewegungen als ältere Myazeit in der sich unsere heutige Küste herausbildete.“\*\*\*)

\*) In Oberstein und Idar, linksrheinisches Großherzogtum Oldenburg befinden sich die großartigsten Schleifereien für Achat und ähnliche harte Gesteine, die ich vor einigen Jahren mit Interesse besichtigte.

E. Fr.

\*\*) Andererseits übersehen manche Geologen, oder können daran bis jetzt noch nicht recht glauben, daß bereits in den ältesten paläolithischen, ja wie es scheint, bereits in den tertiären Geräten die Bearbeitung gewissen ganz bestimmten Stilgesetzen unterliegt, die nur für gleichzeitige geologische Abschnitte gelten, innerhalb derselben aber sich geltend machen, gleichviel ob das Material Quarzit oder Feuerstein oder sonstiges Kieselgebilde war.

E. Fr.

\*\*\*) Das Wort Paläolithikum hat der Herr Verfasser wohl für Paläo-Neolithikum, jetzt Mesolithikum genannt, versehentlich geschrieben, denn die Yoldia- und Ancyclus-Zeit gehört doch bereits der Nachdiluvialzeit an, das Paläolithikum dagegen fällt in die eigentliche Diluvialzeit.

E. Fr.



S. 15: „Selbst dort, wo die Strandverschiebungen fehlen, also im Innern des Landes, vermag man aus den Folgen die nötigen Anhaltspunkte zu gewinnen. In diese Meere sind die Hauptflüsse gemündet. Ihr Lauf und Gefälle ist natürlich vom Meeresstrande abhängig; sinkt eine Küste, so versumpfen und vermooren die Täler weit aufwärts, weil das Wasser keine Vorflut mehr besitzt. Daher gestattet der Zusammenhang der Torfmoor- und Flußablagerungen mit diesen Schichten, sobald er erst einmal festgesetzt ist, eine Parallelisierung landeinwärts. Interessant war mir als Beispiel die Mitteilung des Herrn Sanitätsrat Dr. Schumann, daß sowohl am Uckertale als auch bei Schwedt an der Oder Gräber vorkommen, die unter dem heutigen Wasserstande liegen, also unter den heute herrschenden Verhältnissen gar nicht angelegt sein können. Sie sind demnach älter als die Änderung des Grundwassers, die durch das Maximum der Senkung erzeugt wurde und gehören daher wahrscheinlich der späteren Litorinaperiode an“.

Ich bemerke zu letzterer Mitteilung Deeckes, daß das Märkische Museum eine ganze Reihe von Totenurnen besitzt die aus versunkenem und vertorfem Gelände erhoben wurden, z. B. als Geschenk des Herrn von Schmeling-Dieringshofen Totenurnen von Nieder-Landin, Kreis Angermünde, unweit der von Schumann angedeuteten Vorkommnisse, ferner eine große steinzeitliche Urne mit Beigefäßen aus einem Sumpf bei Satzkorn, Kreis Osthavelland u. dgl.

S. 20: Es besteht meines Wissens gar kein Hindernis, den letzten Schwund der Alpengletscher mit der Durchwärmung Mitteleuropas in Verbindung zu bringen, die von dem Einbruch des atlantischen Wassers in die nördlichen Senker ausging, d. h. die Litorina-Periode mit dieser gleich zu setzen. Damit haben wir den Anfang einer Chronologie, die in den Einzelheiten weiter ausgebaut werden kann.

Mit diesem Zitat schließe ich meine heutigen Angaben über die reichhaltige Deeckesche Schrift, die, wie Sie ersehen, Perspektiven rückwärts wie vorwärts in verschiedener Weise eröffnet.

XXII. Hans Spethmann: Überblick über die nacheiszeitliche Entwicklung des südwestlichen Ostseebeckens. (Naturwissenschaftliche Wochenschrift vom 17. Dezember 1907. S. 107 flg.) und derselbe: Die Lübecker Mulde und ihre Terrassen. Ein Beitrag zur postglazialen Genetik des südwestlichen Ostseebeckens. (Centralblatt für Mineralogie etc. Jahrg. 1907. Nr. 4 S. 97 flg.) Beide Arbeiten des Verfassers lassen sich an die vorgeschilderten Angaben Deeckes, soweit das südwestliche Ostseegebiet und unsere Gegend in Frage kommen, anschließen. 1. Nach dem Schwinden der diluvialen Gletscher siedelte sich eine arktische Flora an (*Dryas octopetala*, *Betula nana*, *Salix polaris* pp). Yoldia-Periode. 2. Folgt die etwa wärmere Periode der Kiefer. Abschneiden der Ostsee vom Weltmeer. Die Süßwasserschnecken



*Ancylus fluviatilis*, *Bythinia tentaculata*, *Pisidien* und *Limnaeen* überwiegen. *Ancylus*-Periode. — 3. Als die Eichenzeit (*Quercus* als herrschender Waldbaum) ihren Höhepunkt erreicht hatte) fing das den *Ancylussee* umschließende Land zu sinken an, es kam mit dem Weltmeer in Verbindung, auch wurde das Klima milder, eine Nordseeschnecke *Litorina*, die zuletzt wieder aus der Ostsee von Darserort ab östlich geschwunden ist, war damals wenigstens auf der schwedischen Seite häufig, nach ihr hat man diese Phase der Ostsee das *Litorina*-Meer genannt. Ich sage dafür lieber *Scrobicularia*-Meer, weil an unseren betr. deutschen Küsten die *Litorina*-Schnecke selten war, dagegen die Muschel *Scrobicularia piperata* in unsäglichen Mengen vorkam. Sie ist bezüglich der südwestlichen Ostsee das eigentliche Leitfossil: nach ihr sollte die Periode besser *Scrobicularia*-Zeit heißen.

Die *Yoldia*-Periode ist übrigens von Dänemark ab bis zur Odermündung bei uns bis jetzt nicht bezeugt, vielleicht lag das Land höher und die Küste niedriger.

Um die Erforschung der *Litorina*ablagerungen an der lübeckischen Küste hat sich Herr Spethmann, der mich auf meiner Exkursion dahin begleitete, unbeschadet der älteren Verdienste, des Herrn Prof. Friedrich in Lübeck, sehr verdient gemacht.

Insbesondere sei auf die spezielle sorgfältige Arbeit Spethmanns verwiesen: *Ancylussee* und *Litorinameer* im südwestlichen Ostseebecken von der dänischen Grenze bis zur Odermündung. Mitt. der geogr. Ges. zu Lübeck Heft 21, 1906“.

XXIII. Felix Wahnschaffe: Über glaziale Schichtenstörungen im Diluvium und Tertiär bei Freienwalde a. O. und Fürstenwalde a. d. Spree. (Monatsberichte der deutschen Geologischen Gesellschaft. 1906, Nr. 8/10. Schon der Titel läßt erkennen, daß die großartigen Störungen in beiden Örtlichkeiten seitens des gelehrten Herrn Verfassers der Eispressung zugeschrieben werden. Die nach Zache durch Grabenbruch herbeigeführten Verwerfungen will Wahnschaffe als durch diese Tektonik herbeigeführt nicht anerkennen (Zache: Die Landschaften der Provinz Brandenburg, Stuttgart 1905 S. 185—189). Die Bildung des Scharmützelsees betrachtet Wahnschaffe im Gegensatz zu Zache ebenfalls lediglich als eine Erosionsrinne eines vom Inlandeisrande kommenden Schmelzwasserstromes, nicht als eine Grabenversenkung.

XXIV. E. Geinitz: Zwei eigentümliche Landschaftsformen, Rommel und Rämél, sowie Bemerkungen über Sölle. (Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. 61. Jahrg. 1907, S. 104—110.) — In der *Brandenburgia* XV Nr. 9, Sitzung vom 26. September 1906 hatte ich eine Schilderung der eigentümlichen schluchtenartigen, dabei sehr steilen Einschnitte im Diluvium



aus der Umgebung von Niemeck gegeben, welche dort Rommel (auch wohl Rummel) genannt werden.

In Mecklenburg sagt man dafür Rämél, was im Plattdeutsch Rinne oder Furche bedeutet. Die Ausbildung und die Entstehung ist dieselbe wie die des Brandenburgischen Rommel.

Über die Sölle hatte sich Wahnschaffe (vgl. *Brandenburgia* XV S. 286) skeptisch ausgesprochen: Strudellöcher der Auskolkungen in Folge Abschmelzens großer Eisblöcke entstanden? — Jentzsch hält die Sölle für Reste von Seetiefen, Tümpeln und Senken in der diluvialen Oberfläche. Gleinitz denkt an Evorsionsbildungen d. h. an Strudelöcher, z. B. nach Art der Gletscherlöcher, meist aber durch die strudelnden Wildwässern der Abschmelzstromschnellen entstanden.

Was die Herkunft des Wortes „Söll“ anlangt, so hängt es mit dem Plattdeutschen „söhlen“ d. i. herum wälzen, durch Wälzen vertiefen zusammen. In der Mark sagt man auch „Suhle“ dafür, in den flachen Söllen suhlen sich die Wildschweine gern. Suhle bedeutet mitunter geradezu eine Stelle, wo die Wildschweine sich Löcher auskolken, um darin während der Hitze Kühlung zu suchen. Bei Pothagen unweit Greifswald kommt der Ausdruck „Söllken-Moor“ als einzelne Ortsbezeichnung vor.

XXV. Herr A. Rutot in Brüssel, unser korr. Mitglied, erfreut uns mit 7 Schriften aus seiner nimmer rastenden Feder. a) Bull. der Brüss. Anthrop. Ges. XXIV. 1905. Die Entdeckungen des Herrn Commont in Saint-Acheul. — Pfeifen aus Phalangen des vorgeschichtlichen Pferdes. — Entdeckung von Töpferware aus der Metallzeit in Leval-Trahegnies. — Entdeckung eines neuen vorgeschichtlichen Skelettes in Strepy. — b) ebendasselbst: Vorläufige Bemerkungen über das Neolithikum. — Prachtvolle lorbeerblattförmige Feuersteinspitzen von Volgu (Saône-et-Loire), die 14 Stück im Sande ausgegraben, jedoch sorgfältig in einer derartig schützenden Tonhülle eingebettet, daß die trefflichen Stücke in ihrer Cachette keinerlei Patina angesetzt haben. Ende des Neolithikums „vers le sommet du Robenhausien“. — Über den fossilen Menschen in Amerika. Es erscheint, meint Rutot (nach Verworn), die Hypothese zulässig, daß die Ankunft der ersten Bevölkerungen übereinstimmen würde mit dem Beginn des Robenhausien d. h. mit der neolithischen Epoche als die Glättung der geschlagenen Steine noch nicht sehr verbreitet war. Das setzt immer aber als Prämisse voraus, daß Nordamerika keine autochthone Bevölkerung besaß, sondern von Asien aus besiedelt wurde. — Paläolithische Lampen. — c) Extr. des Bulletin der Belg. Geolog. Ges. XIX. 1905. Über die Blanckenhornschen und Schweinfurthschen Entdeckungen von neolithischen und paläolithischen Steingeräten im Niltal. Ich habe früher Proben von dort Ihnen vorgezeigt und erläutert. — Ebendasselbst Tome XX. 1906: „Ein inter-



essanter Fall des Antieolithismus“. Geißelt die nachgerade krankhafte Manie gewisser Leute, die Eolithe zu leugnen und zu diskreditieren. — e) Ebendasselbst Tome XXV. 1906. Taubach und Krapina. Taubach bei Weimar mit seinen paläolithische Geräte und menschliche Reste (Zähne) enthaltenden Tuffen ist deshalb so wichtig für Norddeutschland, weil dort die Diluvialschichten in ungestörter Folge liegen, während sie, beispielsweise in Rixdorf, wiederholt umgewühlt worden sind. Es freut mich deshalb, mitteilen zu können, daß ein namhafter Altertumsforscher Dr. Hahne aus der von der Stadt Berlin verwalteten Stiftung des Dr. Feodor Jagor eine ansehnliche Summe zwecks Unterstützung systematischer Ausgrabungen in Taubach erhalten wird. — f) Anthrop. Sitzung der Brüsseler Ges. vom 26. Februar 1906: Die Geologie angewendet auf die Nachweisung der Autenticität paläolithischer geschlagener Silex des Tals der Haine. — g) Sitzungsbericht der Kgl. Akademie von Belgien vom 15. Dezember 1906: „Die neuen Aussichten der Prähistorie in 1906“, eine geistvolle Vorlesung, welche eine vortreffliche Übersicht des gegenwärtigen Zustandes der Vorgeschichte gibt.

XXVI. Aus dem Gebiet der angewandten Naturwissenschaften lege ich das Maiheft 1907 vor der „Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke“, die sich diesmal mehr mit dem Kleinbetriebe, Küchen, Kaffeekochen u. dergl. befassen.

#### D. Kulturgeschichtliches.

XXVII. Vorgelegt meinerseits wird das Statistische Jahrbuch der Stadt Berlin. 30. Jahrg., enth. die Statistik des Jahres 1905 (zum Teil auch 1906) Im Auftrage des Magistrats herausg. von Prof. Dr. H. Silbergleit. Berlin 1907. Der neue Direktor des Instituts (seit dem Tode des Direktors Dr. Ernst Hirschberg am 26. Juni 1906) nimmt sich seines Amtes mit ungemeinem Eifer an, er ist nicht bloß „kurrent“ d. h. bez. des Verwaltungsjahres 1905, sondern greift noch darüber hinaus.

XXIX. Über das Pfingstfest im alten Berlin und der Mark habe ich zum diesjährigen Pfingsttage, 19. d. M., einen ausführlichen Artikel im Berliner Lokal-Anzeiger auf besonderen Wunsch der Redaktion veröffentlicht, den ich hiermit vorlege.

XXX. Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde zu Eberswalde. Darin Beiträge zur Flurnamenskunde der Stadt Eberswalde von Rudolf Schmidt. — Lose Blätter aus der älteren Eberswalder Schulgeschichte. — Der historische Löwenbrunnen der Stadt Eberswalde, den die Brandenburgia bei ihrem letzten Besuch besichtigte. Beide Artikel desgl. von Rudolf Schmidt. — Ein sehr interessantes



Kapitel ist betitelt „Die Burg der Wulkows bei Trampe, von Prof. Dr. K. Eckstein und Rudolf Schmidt“, sie soll den Namen Haus zum Breydin geführt haben und im 14. Jahrhundert im Besitze deren von Wolkow (Wulkow) gewesen sein. Bedeutend älter als Trampe.

Es liegt weiter bei ein Artikel des genannten Herrn Professor Dr. Eckstein betitelt: „Die Klickangel“. — Dieser Ausdruck ist Angelpunkt eines Fischereistreites der Cöpenicker Fischergemeinde, welche auf Grund alter Privilegien in den Gewässern von Woltersdorf bei Erkner mit allen Geräten fischen zu können behauptet. Als Sachverständiger in erster Instanz hat sich Professor Eckstein dafür erklärt, daß Klitsche und Klitschangel mit der Klickangel identisch sei. — Ich bin vom Kammergericht zu einem Superarbitrium aufgefordert worden und habe mich auf Grund meiner theoretischen und praktischen Erfahrung auf den entgegengesetzten Standpunkt stellen müssen, behalte mir auch den Abdruck meines Gutachtens, das fischereigeschichtliches Interesse hat, für später d. h. bis der schwebenden Prozeß rechtskräftig entschieden ist, vor. Eckstein schließt seine Mitteilung bescheidenlich mit den Worten: „Mögen diese Zeilen Anregung geben, das in sprachlicher Hinsicht und in fischereigeschichtlicher Beziehung noch über der Klickangel schwebende Dunkel zu lichten“.

Ich begnüge mich für heute in sprachlicher Beziehung anzugeben, daß Klitsche und Klitsch-Angel auf einem slawischen Wort, das Krümmung, Haken u. dgl. bedeutet, beruht und mit so vielen anderen wendischen Ausdrücken direkt in die deutschen (brandenburgischen) Fischerei-Bezeichnungen aufgenommen worden ist. Dies slawische Wort Klitsche oder Klitschangel hat mit dem echt deutschen Wort Klicke oder Klickangel durchaus nichts gemein. Auch fischereigeschichtlich sind beide Ausdrücke grundverschieden. Klische, Klitschangel bedeutet die gemeine Wurfangel, wie sie die Jugend noch jetzt benutzt, dagegen ist die Klickangel eine wagerechte im Wasser ausgespannte, mit Haken ausgerüstete und mit Steinen am Grunde befestigte Angelleine, die, wie gesagt mit der Wurfangel nichts zu tun hat.

Soviel für den Augenblick über die nicht uninteressante Streitfrage.

XXXI Unser Mitglied Herr F. Wienecke hat folgenden volkskundlichen Beitrag geliefert.

#### Der Besen-Pfriemen im Natur- und Volksleben.

Besenpfriemen (*Sarothamnus scoparius*, Stickheide, Hasenkraut) ist einer der bekanntesten Halbsträucher unserer märkischen Heiden. Sonnige Bergabhänge und lichte Waldesränder liebt er am meisten. Die schwefelgelbe Blüte, gepaart mit dem dunklen Grün der Pflanze ist ein angenehmer Anblick und wirkt wohltuend auf das Auge. Der Besenpfriem nimmt mit dem schlechtesten Boden fürlieb; mag auch die



Sonne sengen und die ganze Pflanze verdorrt erscheinen, ein gelinder Regen gibt ihr neues Leben und frisches Grün.

Der Forstmann rottet den Besenpfriem schonungslos aus; denn er „erstickt die Heide“ (daher Stickeide) d. h. er nimmt den Beeren, Blumen, Pilzen den Boden und den Bäumen die Nahrung. Der Jäger hingegen schont ihn, weil er den jungen Hasen, die Singvögel etc. gegen den Blick der Raubvögel schützt und im Winter bei hohem Schnee den ersten Unterschlupf gewährt. (Hasenkraut?)

Der märkischen Besenindustrie liefert er seit uralter Zeit das Material. Aus ihm werden die eigentlichen Besen gemacht (de richtigen Bessen mokt), während die aus Birkenreisig gewundenen Reisbesen heißen.

Seit Jahrzenten findet der Besenpfriem Verwendung bei der Herstellung der Lehmputzen. Er dient hier als Bindemittel und wird zu diesem Zweck auf der Häcksellade klein geschnitten und mit dem Lehm geknetet. Aus Lehmputzen baut man Häuser, Scheunen und Schuppen. Man stellt zunächst ein Holzgerüst her, die Lehmsteine füllen die Fächer aus und ersetzen so die „Kleiwien“ d. h. die Staken, welche mit Stroh und Lehm umwunden werden, oder man richtet Fundament, Eckpfeiler und Türpfeiler aus Feld- bzw. Backsteinen her, und die Lehmsteine werden vermauert und zu diesem Zweck mit dem Bindemittel, Lehm und Besenpfriem, verbunden. Die Gebäude aus Putzen sind wohlfeil und haltbar; erforderlich ist, daß sie gegen Nässe von innen und außen geschützt werden. Daher sind sie für Viehställe nicht geeignet; den Schutz gegen Regen, Wind etc. bietet man am besten durch groben Putz, nicht durch Bretter, weil die Ritzen Feuchtigkeit durchlassen. Auch nistet sich leicht Ungeziefer ein.

Der trockne Besenpfriem dient zum Nachheizen der Backöfen. An vielen Orten wird er mit dem Wermut zum Fangen der Fliegen in Kuhställen benutzt und am Abend, wenn das Vieh von der Weide kommt, in dem Stall aufgehängt. Die Fliegen naschen von dem Wasser und bleiben an dem Busch sitzen. Mit einem geöffneten Sack umgibt man ihn und ertränkt die Insekten. Die Kinder beteiligen sich mit Vorliebe an dem Fang; sie gewinnen so Futter für die Fliegenschnäpper, Rotschwänzchen, oder für den Starmatz. Der Besenpfriem spielt in der Volkssage eine Rolle. Er erstickt die Heide, daher Stickeide genannt. Besen aus ihm, in der Walpurgisnacht 30. April, gebunden, schützen gegen Hexen, wenn man sie ohne Stiel vor die Tür (das Tor) legt. Keine Hexe geht über einen solchen Besen.

Mit dem Extrakt aus den gekochten Blättern färbt man die Oster-eier grün; die Kinder in Walddörfern bauen sich aus den grünen Zweigen die Nester und polstern sie mit Moos aus.



## E. Bildliches.

XXXII. U. M. Herr Gustav Lackowitz überreicht in gewohnter Freundlichkeit 7 Photographien aus dem von der Brandenburgia besuchten Garten des verstorbenen Herrn Killisch von Horn, den jetzt die Gemeinde Pankow in höchst dankenswerter Weise zu einem Volkspark erworben hat. — Dgl. eine Aufnahme des Innern der evangelischen Kirche zu Pankow bei Berlin.

XXXIII. Herr Lehrer Hans Netzband, Pankow, Kaiser Friedrichstr. 15, teilt gütigst eine größere und eine kleinere Ansicht der Kirche von Blankenburg, Kreis Niederbarnim, mit.

XXXIV. Aus der Woche vom 25. d. M. zeige ich Ihnen einige höchst charakteristische Aufnahmen, welche zu dem gleichfalls vorgelegten Artikel von Leo von Noort „Der Forstakademiker“ gehören.

XXXV. Ich selbst lege fünf interessante Ansichtskarten, die ich in den Pfingsttagen d. J. zu Jena erworben, vor. Zwei beziehen sich auf die Einweihung des von unserm Mitglied Professor Unger angefertigten Denkmals für die bei Jena am 14. Oktober 1806 gefallenen preußischen und sächsischen Offiziere und Soldaten vor der Kirche zu Vierzehnheiligen. — Eine Photographie von den Schillerstätten in Jena (Schillerhaus, Schillerdenkmal [hier schrieb Schiller den Wallenstein 1798] und dem Gartentisch [„An diesem alten Steintisch haben wir oft gesessen und manches gute und große Wort mit einander gewechselt“. Goethe, Gespräch mit Eckermann]). Ferner die Kirche von Wenigenjena, in welcher in aller Stille Schiller getraut wurde. — Endlich die sogenannte Luther-Kanzel im Leuthra-Tal. Doktor Martin hat in dieser Felsenwildnis niemals gepredigt. Die richtige Bezeichnung Leuthra-Kanzel ist allmählich mit und ohne Absicht in Luther-Kanzel umgewandelt worden.

XXXVI. Der Kunstverlag St. Lukas, Zimmerstr. 100 offeriert eine soeben erschienene Original-Radierung von Johannes Schönwald, darstellend den Kuppelbau mit dem Eosander von Goethe-Portal des Kgl. Schlosses zu Berlin. Für die Mitglieder erhebliche Preisermäßigung.

XXXVII. Schließlich wird von u. M. Herrn G. Lackowitz folgende Nachlese für die Brandenburgia überreicht.

a) Das große Werk von Naumann, Naturgeschichte der Vögel erwähnt in seinem VI. Band, Seite 76, bei den verschiedenen Namen des Birkhuhns, *Tetrao tetrix* L. auch: „(— Die Henne heißt lokal auch Kurre. —)“

b) Brandenburgia Nr. 8. vom November 1906, Seite 272 Bohlenstein oder Bohlitze. — Ich erlaube mir unserem verehrten Herrn Rektor Monke hiermit ein Stückchen Bolus oder „Rötel“ zu überreichen



und ihm mitzuteilen, daß dieser eisenoxydhaltige Ton heute noch seine Verwendung in der Technik findet.

In den Kupferschmiedereien wird das Kupferblech zur leichteren Verarbeitung ausgeglüht und darauf durch Hämmern auf einem Amboß, welches ihm hierbei die gewünschte Form gibt, wieder hart gemacht.

Das letzte Hämmern erfolgt auf einem sauber polierten Ambos mit einem polierten Hammer. Das kupferne Gerät (z. B. Waschkessel) wird aber vorher tüchtig mit trockenem Bolus eingerieben und diese Farbe vermittelt gelben Waxes und einer Bürste festgerieben.

Erfolgt dann das letzte Hämmern — Schlag neben Schlag — mit dem Polierhammer, so erhält das Kupfer die festhaftende und bei unseren Hausfrauen angesehene blanke rotbraune Färbung.

c) Strausberg, lt. Brandenburgia Nr. 8. November 1906.

An dem Hause Breitestr. 28 befand sich bis vor kurzem ein langer mit Kalk ausgestrichener Riß und neben ihm die Inschrift:

„Dieser Riß befand sich an diesem Hause am 30. Mai 1896.

Der Besitzer.“

XXXVIII. Hierauf folgte ein Vortrag des Herrn Lehrer Friedrich Wienecke: Die Berliner Garnisonschule und Regimentsschulen. Wir bringen über diesen Vortrag nur ein kurzes Referat, weil er später in erweiterter Form veröffentlicht werden soll.

Unter dem Großen Kurfürsten war in Berlin eine Garnisongemeinde entstanden, deren Küster der Unterricht der Soldatenkinder übertragen wurde. J. F. Walther berichtet in seinem Werk „Historische Nachricht von den Garnison-Kirch- und Schulanstalten zu Berlin“. Berlin 1743, „daß der Küster Herr Johann Lehmann 1678 zu solchem Dienst berufen worden sei“. Über die Garnisonküsterschule ist nichts weiter bekannt, als daß sie später mit der Garnisonschule vereinigt worden ist.

Die Berliner Garnisonschule verdankt ihre Begründung dem Gouverneur von Berlin, dem Feldmarschal v. Fleming und dem Garnisonprediger Nagel. Im Jahre 1692 richteten sie eine Baracke vor dem Spandauer Tor, die bis dahin den Festungsbaupferden zur Stallung gedient hatte, als Schule ein und überwiesen einem Lehrer 50 der ärmsten Soldatenkinder zum Unterricht. Im folgenden Jahre gründete man eine zweite Klasse. Die neue Anstalt blühte bald empor. Man blieb nicht mehr bei den Elementarfächern stehen, sondern nahm Latein Griechisch und Hebräisch mit in den Lehrplan auf. Zu ihrer Leitung berief man einen Rektor, und neben ihm unterrichteten drei ordentliche und zwei außerordentliche Lehrer. Die Schule war eine Lateinschule geworden. Mit der Schule wurde ein Garnisonwaisenhaus verbunden; zum Unterricht der Mädchen bestellte man eine Lehrerin und für die Waisenmädchen eine Waisenuutter; beide hatten im Lesen, Schreiben und den weiblichen Handarbeiten zu informieren.



Die Glanzzeit der jungen Anstalt war bald vorüber. Friedrich Wilhelm I hob die Beiträge der Regimenter zur Schule und Waisenanstalt auf, und die Lateinschule wurde eine Elementarschule, an der der Kantor, Organist und Küster der Garnisongemeinde wirkten. Durch das Auffliegen des Pulverturms wurde das Schulgebäude zum Teil zerstört. 1722 kaufte der König das Haus des Generals von Glasenapp, jetzt Neue Friedrichstr. 46 (Garnisonpfarrhaus) und richtete es zum Schullokal ein. Der Raum war vollständig ungenügend; 250 Kinder mußten gemeinsam von den Lehrern unterrichtet werden. In diesem trostlosen Zustande blieb die Schule bis zum Jahre 1784. —

Der Geist der Philanthropen wirkte belebend auf die Schulverhältnisse der Soldatenkinder. Bei den Regimentern wurden die bestehenden Soldatenkinderschulen im modernen Sinne, d. h. im Geiste der Rochowschen Pädagogik, umgestaltet, und auch die Berliner Garnisonsschule erwachte zu neuem Leben. Der General von Möllendorff, der 1782 Gouverneur von Berlin geworden war, wandte ihr sein Interesse zu, berief zu ihrer Leitung den Kandidaten Wippel, vergrößerte durch Um- und Aufbau die Räumlichkeiten und drang auf regelmäßigen Schulbesuch.

Nach dem unglücklichen Kriege 1806/07 wurde sie im Geiste der Pädagogik Pestalozzis reorganisiert und in eine höhere Bürgerschule umgewandelt. Jedoch vermochte sie nicht ihre Aufgabe, eine solche zu sein, zu erfüllen. 1837 verwandelte man sie in eine Elementarschule und löste sie am 1. April 1849 auf. —

Die Berliner Regimentsschulen verdanken ihre Begründung der Zirkularorder Friedrich Wilhelms I vom 22. Januar 1720, in der er den Feldpredigern die religiöse Unterweisung der Soldatenkinder zur Pflicht machte. Im Einverständnis mit dem Regimentschef, bzw. Kommandeur richteten sie Schulen ein und übertrugen den Küstern den Unterricht der Soldatenkinder im Lesen, Schreiben und Rechnen. Während der schlesischen Kriege gingen die Regimentsschulen ein, und die Kinder mußten, so gut es ging, den Zivilschulen überwiesen werden, oder blieben, da eine geregelte Aufsicht fehlte, ohne Unterricht. Nach dem Hubertsburger Frieden stellte man die Schulen wieder her. Da gleichzeitig für die Regimenter auf den ehemaligen Festungswällen Kasernen erbaut wurden, so eröffnete man, um den Kindern den Schulweg zu ersparen, in ihnen eine zweite Schule, die zur Unterscheidung von der Regimentsschule „Kasernenschule“ genannt wurde. Im achten Jahrzehnt vereinigte man sie beide, und so entstanden die zwei- bzw. dreiklassigen Regimentsschulen, die sich bald zur Blüte entwickelten.

Der unglückliche Krieg führte die Auflösung der in Berlin stehenden Regimenter und ihrer Schulen herbei. Für die Kinder der inaktiven Soldaten blieben drei Schulen bestehen, deren letzte 1818 aufgehoben wurde. Zu diesen Regimentsschulen gehörten auch die lutherische



und katholische Schule im Invalidenhaus; letztere ging zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein; erstere hat bis zum Jahre 1888 bestanden.

In der Berliner Schulgeschichte des 18. Jahrhunderts nahmen die genannten Anstalten eine beachtenswerte Stellung ein.

XXXIX. Zum Beschluß fand eine zwanglose Zusammenkunft in den für uns vorbehaltenen Räumen des Ratskellers statt.

## 6. (4. ausserordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres

Sonntag, den 9. Juni 1907,

in Dobrilugk.

Die Abfahrt vom Anhalter Bahnhof fand um 9,15 mit dem Schnellzug statt, und die Ankunft in Dobrilugk erfolgte um 10,45 Uhr.

Auf dem Bahnhof in Dobrilugk wurden die Berliner Gäste durch Herrn Regierungs-Baumeister C. Weber begrüßt und zur Stadt geleitet.

Heller Sonnenschein lag auf der grünen Flur, und der Wind trieb sein Spiel in den Roggenfeldern.

Das Städtchen präsentiert sich sehr anmutig. Eine breite Straße ist mit großen Bäumen dicht bepflanzt, und dahinter liegen eng aneinander gereiht die kleinen Häuschen. Das stattlichste unter ihnen ist das Gasthaus der Rautenstock. Hier in dem großen Saal fand die Begrüßung der Brandenburgia mit der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde statt, deren Vorsitzender, unser Ehrenmitglied, Herr Professor Dr. Jentsch-Guben ist.

Während die Herren aus der Nieder-Lausitz ihre geschäftliche Sitzung abhielten, wanderten die Berliner durch die Stadt. Der Weg führt die Hauptstraße entlang bis vor das Schloß, das in einem kleinen Garten liegt, der von einer hohen Mauer eingeschlossen ist. Aus dem Grün der Bäume ragen die drei Giebel mit ihren hübschen Renaissanceabschlüssen sehr anmutig heraus. Über die Brücke und durch das Portal gelangten wir auf den Schloßhof. Dieser bildet ein mäßig großes Quadrat, auf dem ein zierlicher Brunnen aus zwei Säulen mit Aufsatz steht. Unter den Dächern befinden sich mehrere mächtige Wasserspeier in Form von geflügelten Drachenköpfen. Der Schloßgarten besitzt ein paar sehr hübsche Plätzchen mit Bänken und Tischen und Turngeräten. Hinter dem Schloß steht die um das Jahr 1200 gestiftete Kirche der Cisterzienser. Sie ist augenblicklich mit Gerüsten umgeben, weil sie restauriert wird; sie ist ein romanischer Backsteinbau mit einem hohen Hauptschiff und zwei niedrigen Seitenschiffen.